

Ein Edelmarder

Roman
von Egbert Carlsen

(6. Fortsetzung.)

„Wie groß ist dies Etwas?“
„So ein paar hundert Thalerchen.“
„Zweihundert?“
„Im dreihundert wären besser.“
„Zweihundert sind genug. Die will ich noch daran rüden und nun hört zu, wie Ihr das Ding anfaßt. Wenn Ihr jetzt zu Hause kommt, sagt Ihr Eurer Tochter, der Vormund Eures Reffen sei da und wolle den Jungen mitnehmen. Er habe Euch auch Kostgeld ausgezahlt für die Zeit, wo das Kind bei Euch sei. Dabei könnt Ihr ihr die zweihundert Thaler zeigen und seht dann hinzu, Ihr hättet keine Lust, diese Summe Euren Gläubigern in den Rücken zu jagen — Gläubiger habt Ihr doch genug?“
„Mehr als genug“, bekräftigte Mirski.
„Nun wohl, also für die wäre das Geld zu gut und deshalb wolle ich heute noch fort von Ostburg. Eure Tochter solle das Nötigste zusammenpacken, da Ihr schon mit dem Abendzuge mit ihr abreisen wolle. Könnt Ihr das behalten?“
„Ich denke.“
„Dann hört weiter zu. Heute Mittag, Punkt ein Uhr, seid Ihr mit dem Burfchen, legerer rein gewaschen und gefärbt und in einem möglichst wenig zerlumpte Anzuge im Hotel de Prusse, wo Ihr nach Herrn v. Martens fragt. Die Papiere bringt Ihr natürlich mit. Der genannte Herr — wiederholt mir doch mal seinen Namen, damit ich sehe, ob Ihr ihn richtig verstanden habt.“

„Martens“, brummte der Grenzwachter.
„Verteilt! Martens — Herr v. Martens.“
„Herr v. Martens“, wiederholte Mirski.
„So ist es recht. Herr v. Martens also wird Euch den Knaben und die Dokumente abnehmen und Euch dafür das Geld, baare fünfzigtausend Thaler, einhändigen. Von dieser Summe braucht Ihr dann Eurer Tochter nichts zu sagen, die behaltet Ihr für Euch.“

„So ließe sich die Sache machen“, nickte der Grenzwachter. „Ihr seid ein verflucht schlauer Patron. Um ein Uhr werde ich Herr v. Martens — der Grenzwachter legte eine besondere Betonung auf den Namen und sah seinen neuen Geschäftsfreund mit einem schlaun Lächeln an — den Jungen und die Papiere überliefern. Jetzt aber rüdt Ihr erst mal mit den zweihundert Thalern heraus.“

Martens reichte dem Grenzwachter unter dem Tisch die Rolle mit harten Thalern, welche er ihm vorhin schon gezeigt hatte. Derselbe wog sie prüfend in der Hand, befah die Aufschrift und meinte dann: „Das ist die Hälfte.“

„Und hier ist die andere Hälfte“, setzte Martens hinzu, indem er ihm ebenfalls unter dem Tische, ein Couvert mit Banknoten reichte.
„Nun ist es in Ordnung“, grinst Mirski, nachdem er die Kassenscheine gemustert, „jetzt könnt Ihr eine Flasche Wein kommen lassen, um den Kauf perfekt zu machen.“

Martens schüttelte den Kopf. „Nichts da, heute Abend könnt Ihr so viel trinken als Ihr wollt, aber jetzt geht nüchtern nach Hause und bleibt nüchtern, bis Ihr mir den Burfchen abgeliefert habt. Verstanden?“

Die Worte waren in einem so ernsten Tone gesprochen und von einer so drohenden Miene begleitet, daß Mirski keinen Einwand wagte. Mit einem halb untertänigen und halb verächtlichen „Na, denn auf Wiedersehen“ — griff er nach seiner Miße und verließ die Gaststube.

Herr v. Martens folgte ihm nach kurzer Zeit, nachdem er seine Zechen bedrückt hatte. Es war noch ziemlich früh am Tage, etwa gegen neun Uhr, in der breiten Friederikenstraße und auf der Brücke, welche zur Altstadt hinüberführte, herrschte aber schon ein nicht unbedeutender Verkehr. Martens schlenberte gemächlich dazwischen durch, bog dann am anderen Ende der Brücke links ab und ging am Fluße hinunter. Hier war es sehr still, der Flußverkehr auf dem Strome hatte um diese Jahreszeit schon aufgehört und für die Holzhändler, welche sonst im Laufe des Tages hier nach ihren Borräten saßen, auch wohl Verkäufe abschlossen oder von den Stämmen aufzuladen ließen, um sie in die innere Stadt zu führen, war es noch zu früh am Morgen, dies Geschäft pflegte sich erst später zu entwickeln. Nur noch weiter abwärts am Fluße waren einige Männer um einen Wagen beschäftigt, auf den sie Holz luden, doch war Martens sonohl ihren Augen als wie auch neugierigen Blicken von der Brücke herab entzogen, als er hinter den Holzhaufen trat, in dessen Schutz er gestern Abend seine Toilette gemacht hatte.

„Nun und Handfläche fand er noch in ihrem Versteck, die graue Zuppe veränderte sich wieder in das elegante Jaquet, in dessen Tasche Pfeife und Soldatenmütze verschwanden und ebenso das wollene bunte Halstuch. An Stelle des legeren traten Kragen und Kravatte, darauf wurden die hellen Hosen angezogen, der Enkfer-

aufgesetzt und dann erinnerte nichts mehr an den entlassenen Soldaten Karl Schulze als die stark beschmutzten Hosen und Reistiefel. Um mit denselben nicht unnötig aufzufallen, rief Herr v. Martens in der Brückenstraße die nächste leer vorüberfahrende Droschke an und gab derselben die Ordre: „Nach dem Hotel de Prusse.“

7. Ein freundschaftliches Diner.

Nach der Table d'hôte des heutigen Tages wählte Herr v. Martens den geschmeibigen Oberkellner zu sich beran.

„Nun, hat der Burfche gegessen?“
„Für drei, Herr Baron.“
„Ich habe ihn als Diener engagiert. Was sagen Sie zu der Acquisition?“
Der Oberkellner lächelte verlegen.
„Ich weiß nicht, welche Anforderungen Herr Baron an den jungen Menschen stellen werden.“

„Nun, alle, die man an einen guten Bedienten macht.“
„Dann wird der junge Mann noch viel lernen müssen.“

„Das weiß ich und wollte deshalb eine Bitte an Sie, bezüglich an Ihren Chef, Herrn Wagner, stellen. Nehmen Sie den Burfchen auf einige Zeit zu sich in's Hotel. Ich werde ihn anständig equipieren und ein gutes Kostgeld für ihn zahlen. Selbstverständlich werde ich mich auch für die Mühe, welche Ihnen seine Ausbildung verursacht, erkenntlich zeigen. Was meinen Sie dazu?“

„D, ich glaube nicht, daß dem etwas im Wege stehen würde. Nur möchte ich raten, ihn erst nach erfolgter Equipierung Herrn Wagner zu präsentieren.“

Martens lachte. „Helfen Sie mir möglichst schnell dazu. Haben Sie nicht einen Kellner von der Größe meines Schülings, in dessen Kleider derselbe einweilen hineinschlüpfen könnte?“

„Ja, das wird sich machen lassen.“
„Gut, dann besorgen Sie für den Jungen ein warmes Bad und lassen Sie ihn darauf von Kopf bis zu Fuß neu ankleiden. Die alten Lumpen werden verbrannt. Dies hier wird zur Entschädigung für die Kleider genügen, denn Rest bitte ich als Angeld für seine Erziehung zu behalten.“

Der Oberkellner dankte mit einer tiefen Verbeugung für die erhaltene nicht unbedeutende Banknote. „Sonderbarer Schwärmer“, murmelte er, Herrn v. Martens nachsehend; als aber eine halbe Stunde später Eduard Mirski — unter diesem Namen war der Knabe im Hotel eingeführt — rein gewaschen und wohl frisiert, in einem sauberen schwarzen Anzuge mit reinem Kragen und Vorhemdchen sich ihm präsentierte, dachte er bei sich: „Parbleu! Der Baron hat Geschmack!“

Auch Herr Wagner, der Besitzer des Hotels, fand das, als ihm der hübsche braungelockte Burfche mit den schönen blauen Augen und dem schelmischen Zug um den freundlichen Mund vorgestellt wurde, und hatte gegen das Anliegen des Herrn v. Martens nichts einzuwenden, denselben gegen ein gutes Kostgeld als Kellner-Kolonist aufzunehmen. Er sprach vielmehr seine Bereitwilligkeit dem Protektor des Knaben gegenüber in sehr verbindlichen Ausdrücken aus und verbreitete sich rühmend über den Edelmann desselben, welcher sich so menschenfreundlich dieser verlassenem Waife annahm.

Herr v. Martens nickte zu diesen Lobpreisungen kurz mit dem Kopfe und schritt, nachdem er das Geschäft so ganz zu seiner Zufriedenheit beendet, der Kuchentüre des Hotels zu. Hier traf er mit seinem Freunde Pleißenbach zusammen, welcher eben im Begriffe war, in den Gasthof einzutreten.

„Ah, Du bist im Begriff auszugehen?“
„Allerdings. Wolltest Du zu mir?“
„Ja, ich hatte die Absicht, Dich zu besuchen.“

„So lehre ich um und gehe mit Dir hinauf.“

„Nein — auf keinen Fall, ich will Dich nicht stören. Du hast gewiß etwas vor. Bitte, mach' keine Umstände, ich kann Dich ja eine Strecke begleiten.“

„Allerdings möchte ich gern noch die kurze helle Zeit benutzen“, meinte Martens. „Ich will nämlich Wohnungen ansehen und Du würdest mir einen außerordentlichen Freundschaftsdienst leisten, wenn Du mich dabei unterstütest.“

„Mit dem größten Vergnügen.“
„Nach Erledigung des Geschäftes rauchst Du aber eine Cigarre bei mir. Das mußt Du mir vorher versprechen.“

„Warum nicht? Hast Du schon ein Quartier im Auge?“

„Ich habe mir von Wagner einige Aufschreiben lassen und hoffe, daß Du mir jetzt gleich mit Deiner Lokalfenntnis zu Hilfe kommen wirst“, erwiderte Martens, indem er mit dem Offizier die Straße hinunterging. „Da ist zum Beispiel Pferdemarkt 4?“
„Keine Segend“, meinte Pleißenbach topfgründend.

„Über Adolphstraße 79?“
„Zu weit draußen. Nummer 79 ist am äußersten Ende der Straße.“

„An der Apostelstraße 6?“
„Ah, das Logis kenne ich. Da hat ein Kamerad gewohnt. Wie viel Pleißen besprochen Du?“

„Wenn die Zimmer groß genug sind, drei bis vier.“

„Dort sind sogar fünf, wovon allerdings zwei nicht sehr groß.“

„Oh bien — sehen wir uns die Wohnung an.“

Die Apostelstraße ein erst vor Kurzem vollendetes Gebäude, lag auf einem hübschen freien Platz, welcher so gar mit einigen im Heranwachsenden begriffenen Postanlagen geziert war. Die umliegenden Häuser waren ebenfalls neu, hatten sämtlich einen kleinen, etwa fünf Schritt breiten und mehr oder weniger gut gehaltenen Vorgarten und enthielten freundliche, ja elegante Quartiere, welche sehr gesucht waren und daher auch ziemlich hoch im Preise standen. Das Logis, welches die beiden Freunde besichtigten, lag in der ersten Etage eines Eckhauses; die Mitte bildete ein großer, heller Salon mit einem Balkon davor, daran schloßen sich zu beiden Seiten je ein großes und ein kleines Zimmer. Die Räume waren hoch, elegant hergerichtet und gut gehalten, dem entsprechend zeigten sich Entrée und Treppenhäuser. Martens gefiel die Wohnung so gut, daß er sie gleich mietete, ohne vorher noch andere anzusehen, ja er notierte sich sofort die Größe der Zimmer, sowie die Farbe der Tapeten und ließ sich dann von seinem Freunde Pleißenbach in eine Möbelhandlung führen, die Filiale eines großen Berliner Geschäftes, welches auch die Einrichtung des Pleißenbach'schen Hauses besorgt hatte. Hier prüfte und überlegte er lange mit dem Chef desselben, bis er für jeden Raum das passende Ameublement gewählt hatte, so lange, daß nach dem endlichen Abschluß Pleißenbach bedauerte, ihn jetzt nicht mehr in's Hotel begleiten zu können. Martens wollte zwar davon nichts hören, aber der Lieutenant blieb fest und setzte hinzu: „Wir werden morgen mehr von einander haben, denn meine Frau und ich wollten Dich bitten, bei uns zu essen.“

„Mit dem größten Vergnügen. Um wie viel Uhr?“

„Drei Uhr. Unsere gewöhnliche Stunde.“

„Hoffentlich kein großes Diner?“

„O nein, nur einige Bekannte, von denen meine Frau meinte, daß es Dich interessieren würde, sie kennen zu lernen.“

„Das ist prächtig. Also auf Wiedersehen morgen — Deiner Gattin meine Empfehlungen.“

Die Freunde trennten sich, Pleißenbach ging nach Hause, Martens dagegen in das Restaurant, wo er gestern mit seinem Freunde gewesen war und seine Erworrtung bestätigt fand, einige Kiraschiere zu treffen. Später besuchte er mit denselben den Zirkus, lehnte aber nachher ihre Aufforderung, wieder in's Kasino mitzukommen, ab, sondern speiste allein in seinem Hotel zu Nacht, worauf er sich früh zur Ruhe begab.

Die Gesellschaft, welche er am anderen Tage bei Pleißenbachs zum Diner traf, war aus sehr verschiedenen Elementen zusammengesetzt. Das „zweierlei Tuch war“ allein durch Graf Jed vertreten, den Schwadronschef Pleißenbach's, und den Regimentsadjutanten v. Walsing, einen alten Bekannten der Dame des Hauses von Berlin her. Dann war noch der Regierungspräsident v. Hainfeld da mit zwei recht hübschen Töchtern, ferner Professor Hänfius und seine Frau, er kurz und die, mit einem roten Vollbart und einer lauten, tiefen Stimme, sie blond und schmächtig, schon etwas verblüht, aber noch sehr jugendlich in Toilette und Benehmen, endlich der Musiker, welcher die schöne Stimme der Frau v. Pleißenbach entlockt hatte und Martens als Herr Thaddäus v. Garolin vorgestellt wurde. Dame Georgine liebte eine solch' bunte Zusammenstellung. „Nur nicht erklau, nur nicht konventionell, das ist so langweilig — n'est-ce-pas?“ pflegte sie zu sagen, und da „Madame Nest-ce-pas“, wie sie in der Ostburger Gesellschaft genannt wurde, im Ganzen beliebt war, sich auch der Protection des Gouverneurs der Festung erfreute, ließ man es sich gefallen, bei ihr häufig Elemente zu treffen, welche sonst nicht zur ersten Gesellschaft gehörten.

Am meisten interessierte Martens von den Anwesenden der junge Musiker Garolin. Auf einem hoch aufgeschossenen schmächtigen Körper, welcher in dem langen schwarzen Oberrock noch dünner und länger erschien, sah ein merkwürdig kleiner Kopf, dessen ganz bartloses, gelblich blaues Gesicht jedoch mädchenhaft seine Züge zeigte und von einem Paar glühender, dunkler Augen belebt wurde. Das dicke, leichtgelockte braune Haar trug er nach hinten lang aus der Stirn gestrichen und lang in den Nacken herabfallend, der Fuß war, wie bei den meisten Slaven, klein und zierlich, die weichen und wohlgepflegten Hände zeigten in

ihrer stark ausgebildeten Muskulatur den eifrigen Klavierpieler.

Er saß bei Tische zwischen der Frau des ästhetischen Professors Hänfius und dem einen Fräulein v. Hainfeld. Um seine Nachbarinnen bestimmte er sich jedoch sehr wenig, sondern sah meistens stumm vor sich nieder, aber Martens entging es nicht, daß er zuweilen einen schwärmerischen Blick zu Frau v. Pleißenbach hinüberwarf, welche in der Mitte der Tafel zwischen Graf Jed und dem Regierungspräsidenten ihren Platz hatte. Erwiderung beobachtete er nicht, jedoch nicht, Dame Georgine hörte vielmehr mit großer Interesse den bezügelten Ausdrücken des Professors zu, welcher ihr an der linken Seite ihres Mannes schräg gegenüber saß. Uebrigens spielte Martens keineswegs den stummen Beobachter, sondern führte eine sehr lebhaft Unterhaltung mit seiner hübschen Nachbarin, dem jüngeren Fräulein v. Hainfeld, an welcher Konversation sich auch Graf Jed, der an der anderen Seite des Fräuleins saß, in launiger Weise beteiligte.

Das reichhaltige Menu des Diners nahte sich bereits seinem Ende, vom großen silbernen Tafelaufsatz nahmen die Diener die mit Konfekt und kandierten Früchten gefüllten Krystallplatten, und auf den perlenden frappierten Champagner in den Flaschen, an antike Trinkschalen erinnernden Gläsern folgte in spizen edig geschliffenen Kelchen süßer Capri und das feurige Produkt des Bewus Karimä Christi. Der Präsident machte der Dame des Hauses ein Kompliment über den geschmackvollen Tafelaufsatz, und Professor Hänfius benutzte den Anlaß, einen längeren Vortrag über die Vorzüge der Goldschmiedekunst in der Renaissancezeit zu halten — da wandte sich an Thaddäus v. Garolin Frau Hänfius mit holdem Lächeln und bemerkte lächelnd: „Dieser köstliche Capriwein erinnert mich nicht nur an die Insel mit der blauen Grotte, sondern an einen Beherrscher der Tonwelt, an Chopin. Wie dieser ist er zugleich süß und feurig.“

Garolin sah sie ob des kühnen Vergleiches einen Moment mit seinen großen glühenden Augen verblüht an und lagte dann mit einer auffallend weichen Tenorstimme: „Nennen Sie Chopin nicht süß, meine Gnädigste, das Wort hat einen bitteren Beigeschmack. Feurig — ja, leidenschaftlich sogar, aber süß — nein, seine Innigkeit, seine Wärme des Gefühls gibt Ihnen kein Recht, ihn süß zu nennen.“

Trotzdem Martens soeben unter allerlei Schergen mit seiner schönen Nachbarin ein Vieles über die Worte entgangen. Jetzt kam er dem jungen Polen zu Hilfe, indem er hinzufügte: „Um so mehr, als diese Wärme des Gefühls nicht nur in freudigen Weisen ihren Ausdruck findet, sondern oft genug ausströmt in tieferegreifender Melancholie.“

Auch Martens erhielt einen verblühten Blick aus Garolin's Augen, dem Musiker kam eine Unterfügung von dieser Seite offenbar sehr überraschend. Dame Georgine lag ebenfalls zu Martens hinüber, aber an dem Disput sich zu beteiligen, war sie zur Zeit verhindert, da Präsident v. Hainfeld ihr soeben seine Lieblingsgeschichte von einem Auktionator erzählte, welcher bei einer Versteigerung in der Hitze des Gefechts, seinen eigenen Ueberzieher und den Regenschirm des Protokollführers mit veräußerte; erst nach Entfernung des Publikums hätten die Herren ihre Sachen vermist und zunächst einen Diebstahl vermutet, bis sie gewahrt geworden, daß sie selbst ihr Eigentum zu Spottpreisen in die Welt hinausgeschickt hätten. Bis diese Geschichte zu Ende war und Georgine sie pflichtschuldigst belächelt hatte, war auch der Disput weiter vorgeschritten. Frau Hänfius, überzeugt, etwas sehr Schönes gesagt zu haben, zeigte sich leicht piquiert und meinte: „Die Herren klammern sich an ein Wort; wenn man es so genau nimmt, wird jeder Vergleich hinten. Aber wissen Sie ein anderes Bild — nun wohl, ich bin gern bereit, zurückzutreten.“

„Gewiß“, rief Martens, ehe Garolin noch eine Erwiderung finden konnte, „mit einem Dichter vergleiche ich Chopin. Wie kein anderer Meister der Tonkunst ist er ein Dichter zu nennen. Wollen Sie ein Beispiel? Wo! Wer Chopin kennt, kennt auch die Cis-moll-Polonaise. Das ist ja eine ganze Ballade.“ Und mit begeisterten Worten gab er eine Analyse des schönen Tonstückes, dem er gewissermaßen ein Programm unterlegte, das jeder Verehrer Chopin's unzweifelhaft gelten lassen mußte.

Als er endete, sprang der junge Pole auf, eilte in das Nebenzimmer und im nächsten Augenblick klang das Wert seines gottbegnadeten Vansmannes, klangen die prachtvollen Falbörbe der Polonaise rauchend herüber. Und dann quollen unter seinen Fingern die Töne so weich, so düstlich

herdort und wieder brausten und schmetterten wie Trompetenstöße festliche Klänge dazwischen hinein. Aber dann kam der melodische Schlußsatz und Garolin spielte denselben mit einer Zartheit, mit einer Innigkeit, als wolle er seine eigene Seele ausströmen lassen in diesen schmelzenden Tönen, als stände er selbst auf mondbelegtem Altane neben der Geliebten und als sei es das Geständnis der eigenen Leidenschaft, welches aus seinem Herzen emporquellte mit unbezwinglicher Gewalt.

„Meisterhaft“, flüsterte Dame Georgine, als der Künstler endete. Während des Spieles hatte sie still vor sich niedersitzen und eine leichte Röte hatte sich auf ihrem Antlitz gelagert. Jetzt erhob sie die schönen Augen zu Martens, indem sie mit einem freundlichen Lächeln sagte: „Das verdanken wir Ihnen, Ihre Interpretation war der Anlaß, daß uns dieser Genuß zu Teil wurde.“ — „Dadurch wurde er erst zu einem wirklichen verständnis-

vollen Genuß“, setzte Martens' hübsche Nachbarin, Fräulein von Hainfeld, hinzu, und Frau Hänfius lächelte: „Ach strede die Waffen und erkläre mich für besiegt.“

Frau v. Pleißenbach sah mit einem auffordernden Blicke zu ihrem Manne hinüber und hob dann mit einer leichten Verneigung gegen den Regierungspräsidenten die Tafel auf. Die Damen begaben sich in das anstehende Gemach, wo Thaddäus v. Garolin noch vor dem Flügel saß. Walsing und Martens folgten ihnen, Pleißenbach ging ab und zu, während sich die anderen Herren wieder um den Tisch setzten, auf dem jetzt, nachdem das Tischgeschloß entfernt war, neben den Cigarren Scherz und Portwein in geschliffenen Karaffen erschienen, dabei aber auch alter Burgunder — eine Pleißenbach wohlbekannte Schwäche seines Schwadronschefs — und in schweren silbernen Kühlern frappierter Champagner.

(Fortsetzung folgt.)

Harlemer Blumenkultur.

Auf dem Markt steht das Denkmal von Lorenz Gansen Coster, der den Holländern als ihr Gutenberg, als Ersfinder des Druckens gilt.

Gutenbergs Kenturenz blüht auf die Fleischhalle, „woh! den originellsten Ziegelhaussteinbau der nordischen Renaissance“. Die einstige Fleischhalle ist heute Reichsarchiv, denn die Holländer haben einen Hang, alte Bauten zu alterhand und jedem zu benutzen. Auch hier auf dem Markt sind, wie nicht selten im Land, längs der Außenwand der Grote Aert zwischen je zwei Pfeilern des Gotteshauses kleine Häuschen oder Läden eingemauert. Der sparsame Holländer darf nichts unkommen, oder leersehen lassen und hat Mühe genug, seine kleine Scholle über Wasser zu halten. Also mag nicht nur der Wechler und Mäler seinen Tisch an die Kirchenwand rüden, sondern auch das Gotteshaus gleichzeitig ein Marinemuseum sein. Von der Decke hängen an Seilen kleine Schiffe, so wie sie, die Segel und Flaggen gefeilt, im Mittelalter durch das Aermelmeer nach Ostindien oder unter Tromp und Ruypert zu segeln führten.

Die Schiffe konnten einst der Stadt nahekommen auf Seen, heute ausgepumpt wie das Harlemer Meer, dessen weiter flacher Mulde erst im Jahre 1855 ein Gesetz den Namen eines Bezirks der Provinz Nordholland gab. Der unheimliche See, geboren in Tagen holländischer Geschichte, verdrängte Nachbarn und auf dem Wege zu ihm Amsterdams und schien geheimnisvollen Gewalten im Innern der Erde gehorcht. Sein Wasser feste während des Erdbebens von Lissabon, war bei Stürmen schwer zu befahren und gab selten ein Wrack oder die Leichen Ertrunkener heraus. Als seine Flut im Jahre 1836 Reiche durchbrach und bis an die Schutzwälle von Amsterdams brandete begann die Arbeit des Ausstrodrens. Heute ist das flache Beden, dessen Wassergrüden Freigatten im Gefecht und während des Winters von 1573 eine Eisbede als Schlachtfeld für die Spanier und Holländer trug, ein Gartenland.

Die Frage, warum gerade der Boden von Harlem seit Jahrhunderten Zwiebelpflanzen trägt, beantwortet der den Fremden führende Gärtner damit, daß er eine Handvoll Erde durch die Finger gleiten läßt, und diehaut dann am Rockärmel reinigt. Im Verlauf einer Minute trodnet der Schmutz auf dem Tuch und fällt ab wie Sand. Dann löst der Gärtner einen Spaten in die Erde und nach fünf Minuten sammelt sich Wasser in dem Loch. Also die Zwiebeln der Tulpe oder Spazinthe kann hier gepflanzt werden, wie es immer geschehen sollte, in sandig leichtem Boden, der sie trocken hält, während sie mit den Wurzeln noch Bedarf vom Wasser darunter trinken kann. „dann treibt sie Wurzeln, die nach Bedarf die Knolle und ihre Keime tränken. Auf die Zwiebel, die Berliner Hausfrauen für einen Groschen kaufen und hinter der Scheibe zum Blühen bringen, hat der Harlemer Gärtner so lange wie Jakob auf Kaffel gewartet, denn erst siebenjährige Arbeit läßt sie reifen. Früher mußte eine alte Zwiebel sterben, um nur vier Jungen das Leben zu geben. Sie wurden geboren, indem der Gärtner die Mutter in vier Teile schnitt und jeden in die Erde steckte. Aber ein Kalemer, der offene Augen hatte, schenkte seine Aufmerksamkeit auch den sonst weggeworfenen Zwiebeln, an denen Mäuse gefressen hatten, und entdeckte, daß eine Knolle, deren Boden die Tiere wegegnagt hatten, dreißig bis vierzig Keime enthielt. Seither schneidet der Gärtner im Späthommer von der alten Zwiebel

den Boden ab und stellt sie eine Weile in die Sonne. Dann wird sie gepflanzt, um vierzig Junge mit ihrem Fleisch und Saft zu nähren. Sie sind im nächsten Sommer runde kleine Zwiebeln. Jahr um Jahr werden sie nun für den Sommer gepflanzt und für den Winter aus der Erde genommen. Tag für Tag werden sie gepflegt von Sonnenauf bis Sonnenuntergang, denn der Kalemer Gärtner braucht weder Uhr noch Glocke. Er beginnt sein Tun, wenn es hell wird, und beendet es in der Dämmerung. Im Sommer ist sein Arbeitstag ein sechzehnstündiger. Nur nach Zwiebeln, aber nicht nach Blumen sieht sein Sinn, darum werden die prächtigsten Blumen auf Feldern, Ludratmeilen groß, geschritten, ehe sie sich zu voller Blüte entfalten.

Die lange Dauer der mühsamen Arbeit an jeder Knolle mag erklären, warum vor der Zeit der Massenzücht der Preis der Zwiebeln ein so hoher war. Im Mittelalter galt ein Gärtner, der ein einziges Zwiebelbeet hatte, oft als Züchter und reicher Mann. Zur Zeit des Großen Kurfürsten bezahlten teure Pariser für die Zwiebel der Tulpe „Semper Augustus“ 1500 Gulden. Mehr noch kostete im nächsten Jahrhundert manche Spazintenzwiebel. Der Bürgermeister von Leiden mußte aus Amt und Land flüchten, weil er während eines Befuches in Harlem einem Bekannten eine einzige Blumenzwiebel aus dem Garten gestohlen hatte. Andere Liebhaber opfereten Haus, Pferd und Wagen für Zwiebeln, und Händler machten mit ihnen Differenzgeschäfte. Ganz Holland spezialisierte Tulpenzwiebeln, und ein Akt der Generalstaaten mußte die Geschäftsmelt vor Ruin und Bankrott retten. Heute sind die seltensten Zwiebeln für Groschen zu haben, aber die Harlemer Gärtner denken der goldenen Entgeltzeit des Mittelalters und versuchen sie durch Züchtung von allerhand vielfarbigen Spielarten zurückzubringen.

v. Gottberg.

„Herr Edelmann, Ihr Stubenmädchen ist mir zu hübsch!“
„Aber Frau Edelmann, für Sie haben wir's auch gar nicht engagiert!“

„Du sagtest doch, Herr K. wäre reich?“
„Bitte, das habe ich nicht gesagt, ich sagte nur, er hätte mehr Geld wie Herr Hand.“

„Du sagtest doch, Herr K. wäre reich?“
„Bitte, das habe ich nicht gesagt, ich sagte nur, er hätte mehr Geld wie Herr Hand.“

„Du sagtest doch, Herr K. wäre reich?“
„Bitte, das habe ich nicht gesagt, ich sagte nur, er hätte mehr Geld wie Herr Hand.“

„Du sagtest doch, Herr K. wäre reich?“
„Bitte, das habe ich nicht gesagt, ich sagte nur, er hätte mehr Geld wie Herr Hand.“

„Du sagtest doch, Herr K. wäre reich?“
„Bitte, das habe ich nicht gesagt, ich sagte nur, er hätte mehr Geld wie Herr Hand.“

„Du sagtest doch, Herr K. wäre reich?“
„Bitte, das habe ich nicht gesagt, ich sagte nur, er hätte mehr Geld wie Herr Hand.“

„Du sagtest doch, Herr K. wäre reich?“
„Bitte, das habe ich nicht gesagt, ich sagte nur, er hätte mehr Geld wie Herr Hand.“

„Du sagtest doch, Herr K. wäre reich?“
„Bitte, das habe ich nicht gesagt, ich sagte nur, er hätte mehr Geld wie Herr Hand.“

„Du sagtest doch, Herr K. wäre reich?“
„Bitte, das habe ich nicht gesagt, ich sagte nur, er hätte mehr Geld wie Herr Hand.“

„Du sagtest doch, Herr K. wäre reich?“
„Bitte, das habe ich nicht gesagt, ich sagte nur, er hätte mehr Geld wie Herr Hand.“

„Du sagtest doch, Herr K. wäre reich?“
„Bitte, das habe ich nicht gesagt, ich sagte nur, er hätte mehr Geld wie Herr Hand.“

